

22] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

13. Kapitel.

Chaussy's Artikel hatte die meisten der Geschworenen mehr als zur Hälfte überzeugt, und mit der Zeitung in der Tasche waren sie zur Sitzung gekommen. Wie am Tage vorher hüteten sie sich ihrer Meinung Ausdruck zu geben. Je nach ihren Beziehungen standen sie zu zweien oder dreien in ihrem Zimmer beisammen, um sich auszuruhen oder um sich Erfrischungen geben zu lassen. Es war heiß; einige hatten Durst, andere Hunger. Sie bestellten belegte Brötchen, Bier und kalten Kaffee und begannen sich über das Wetter zu unterhalten. Durch die matten Glasscheiben der Decke brannte die Sonne derartig auf den Schwurgerichtssaal hernieder, daß sie es nicht länger zu ertragen glaubten. Welche Glut muß erst in den Lagen sein! In Paris fielen die Leute wie die Fliegen um, und in den Zeitungen war nur von Sonnenstichen die Rede. Auch in Versailles brach eine Frau zusammen, als sie über den Place d'Armes ging.

„Es sind die Pfeile des Apollo,“ meinte Doktor Buthier. „Günstig für die Ernte,“ sagte Mouchebise zu Glary.

Aber alle waren zerstreut. Sie wagten über den Prozeß nicht zu sprechen, und er war doch augenblicklich ihr einziger Gedanke. Ohne direkt den Gegenstand zu berühren, konnte man doch auf Nebensachen eingehen. Condemine begann:

„Haben Sie den Artikel von Chaussy gelesen?“ fragte er Mortara, der sein Glas Bier in kleinen Rügen leerte. Der Maler war der einzige, dem er unbekannt geblieben war. Er las nur einmal täglich die Zeitung und zwar ein Abendblatt, wenn er seine Arbeit beendet hatte. Er gehörte zu denen, die sich vollständig in ihre Tätigkeit vertieften.

„Nein,“ erwiderte er, „und ich werde ihn auch nicht lesen. Ich will mir meine Meinung selbst bilden.“

„Das machen wir alle. Aber man kann darum doch einen Artikel von Chaussy lesen. Welche Logik hat der Teufelskerl, welchen Stil! Ich glaube, seit Paul Louis . . .“

Mortara unterbrach ihn:

„Am offen zu sein, muß ich Ihnen gestehen, daß ich Chaussy wenig schätze. Und noch weniger, seitdem ich ihn gesehen habe. Er hat eine dreckige Schnauze, verzeihen Sie den Ausdruck. Und dann mißtraue ich immer denen, die beständig auf ihre Nächsten schimpfen. Dieser Mann kommt aus der Wut nicht heraus.“

„Das ist ein Kerl!“ erwiderte Condemine. „Es ist besser, mit ihm befreundet, als verfeindet zu sein. Wenn er gegen jemand losgeht, dann haut er derb zu. Man merkt seine feindlichen Absichten gegen Lermantes zu sehr heraus.“

Die anderen Geschworenen wurden aufmerksam.

„Sie haben recht,“ sagte Durnant zu Mortara und zündet er sich eine Zigarette an. „Man muß dem superflugen Weltverbesserer mißtrauen.“

„Und den Journalisten im allgemeinen,“ fügte Pillon hinzu.

Condemine wandte sich von Mortara ab, um gegen die Neuhinzugekommenen seine Meinung zu behaupten.

„Aber doch, was für Dienste leistet uns die Presse! Wer ist es, die alle Schäden aufdeckt? Die Presse. Ohne weit gehen zu brauchen, war sie es nicht, die den Schwindeseien der Humbert damals ein Ende machte. Die Mächtigen können sich alles erlauben, wäre sie nicht, die alles Oeffentliche ahndet.“

„Es ist mir noch nicht aufgefallen, daß man die Mächtigen sehr belästigt,“ murmelte Pillon.

Oberst Mlomot fügte hinzu:

„Ganz gewiß nicht! Wenn man sie verfolgt, geschieht es aus Versehen und man beeilte sich, sie wieder loszulassen.“

Glary, Mijour und Klösterli lachten über diese Grille und stimmten ihm bei.

Condemine protestierte:

„Wie so denn? Ist Lermantes nicht gestern noch ein Nachthaber gewesen. Bei ihm verkehrte alles: Deputierte, Senatoren, Minister.“

„Nicht bis gestern,“ brummte Durnant. „Diese Leute haben ihn im Gefängnis nicht besucht.“

„Also: bis er verhaftet wurde. Er hat das Geld mit Schüsseln gemessen . . . Er lancierte Geschäfte, er hat sein Vermögen verschwendet. Aber trotzdem sitzt er heute zwischen zwei Gendarmen und hat seinen Stolz beiseite gelegt. Vor dem Gesetz sind heute alle gleich, das ist eine Eroberung, die niemand im Augenblick abstreiten kann.“

„Wir wollen uns hüten abzustreiten, was es auch sei,“ meinte Durnant.

Doktor Buthier fuhr fort:

„Ich erkenne an, daß die Presse ihr gutes hat. In einem demokratischen Staat muß man wie in einem Glashaushaus leben, besonders sollten die das bedenken, die in der Oeffentlichkeit stehen und für ihre geringsten Handlungen verantwortlich sind. — Aber wir müssen zugeben, daß die Journalisten Mißbrauch treiben. Es ist unpassend, sich derartig über einen schwebenden Prozeß zu äußern.“

„Ein Mann wie Chaussy,“ begann Condemine.

Durnant unterbrach ihn lebhaft:

„Weßhalb hat er mehr Rechte als ein anderer. Ich glaube, daß wir alle gleich wären.“

Doktor Buthier bestärkte ihn:

„Gerade, weil er viel Einfluß auf die Leser hat, müßte er vorsichtig sein; ein solcher Artikel kann selbst uns unbewußt beeinflussen. Das ist beklagenswert.“

„D,“ meinte Condemine, „nach dem, was wir hörten . . .“

Er brach ab. Aber der unvollendete Satz war klar genug gewesen. Mortara enthüllte deshalb seinen Sinn:

„Sie finden also diese Aussage so entscheidend? Nun, ich nicht . . .“

„Was wollen Sie sagen?“ fragte Souzier.

Mortara fühlte, daß die meisten seiner Kollegen anders dachten. Er war ein Einsiedler auf dem Lande, der nur der Natur lebte und wenig mit Menschen in Berührung kam. Es war nicht seine Gewohnheit, seine Meinung vor anderen zu äußern, und schon das Gefühl, daß man ihm zuhörte, schüchternete ihn ein. Er begann zu stottern und nach Worten zu suchen:

„Ich will sagen, daß dieser Herr d'Entraque mir zu wenig gefällt, um dem Glauben zu schenken, was er sagt. Sie verstehen. Ich möchte die Gewißheit haben, daß . . . ich weiß nicht, daß er niemals etwas mit Lermantes vorgehabt hat.“

„Ach,“ rief Condemine, „das ist die Wirkung von Drévinès Frage. Das ist ein Schlaupfaff, der alle Kunstgriffe kennt. Zum Tausel auch! Lassen Sie sich doch nicht durch seine Advokatenriffe betölpeln. Bleiben Sie selbständig!“

Der Apotheker machte eine energische Handbewegung, die zeigte, daß er sich als entschlossener Mann seine Ansicht gebildet hatte. Durnant mengte sich hinein. Er erinnerte sich zwar nicht direkt an irgend eine schmutzige Geschichte vom Rennplatz, in die d'Entraque hineingezogen war, aber irgend etwas hatte man gehört.

Gestikulierend setzte Klösterli auseinander, daß er sich bage auf eine Art Skandal besinne. In jenem Falle war der Mann nicht einwandfrei. Es handelte sich um mehr als eine einfache unglückliche Wette, als die sie der Zeuge dargestellt hatte.

„Man muß aber diesen Punkt aufklären,“ beschloß Durnant; „wenn d'Entraques Aussage verdächtig ist, sehe ich nicht, was gegen Lermantes spricht.“

„Ich auch nicht,“ sagte Buthier.

Condemine rief:

„Was dann? Segen ihn spricht, daß er sein Opfer beerbt hat, und in welcher passendem Augenblick! Ohne all die kleinen Tatsachen zu erwähnen, die seine Belastung ergeben. Die Reise nach Savoyen, was? Uebrigens entkräftet nichts Herrn d'Entraques Aussage, und man verurteilt täglich auf weniger wichtige Zeugnisse hin.“

„Mir scheint im Gegenteil, daß man ziemlich vorsichtig ist,“ entgegnete Doktor Buthier. „Wenn nur der geringste

Anschein einer Irrtumsmöglichkeit vorliegt, beurteilen die Geschworenen nicht."

"Das ist meiner Ansicht nach unbedacht," sagte Oberst Momont. "Ein Verbrechen ist begangen worden. Man hat den Schuldigen. Dann soll man ihn doch mitleidslos vernichten. Schon um des abschreckenden Beispiels willen!"

"Wenn aber der angeblich Schuldige unschuldig ist," warf Conthey schüchtern ein.

"Dann soll man ihn in Freiheit setzen," brummte der Oberst.

Die kleine spitze Stimme Mijoux' warf dazwischen:

"Wenn man ihnen glauben würde, sind sie alle unschuldig."

"Es kommt vor, daß sie es sind, und das ist schrecklich," meinte Mortara. Plötzlich kam er auf die Szene von vorn zurück, die ihn verfolgte: "Dieser d'Entraque macht den Eindruck, als ob er eine auswendig gelernte Lektion herjagte."

"Er spricht wie jemand, der seiner Sache sicher ist," erwiderte Souzier.

"Nie verbessert er sich. Nie denkt er nach. Nach an seiner Stelle würde manchmal zögern, manchmal ein Wort durch ein anderes ersetzen. Es ist so schwer, sich genau so auszudrücken, wie man will."

Doktor Buthier pflichtete Mortara bei.

"Daß man sich nach vier Monaten so genau erinnern kann . . ."

"Aber denken Sie, wie oft er die Erzählung schon wiederholt hat," sagte Billon.

"Und sie sich selber immer wieder hergesagt hat," fügte Durnant hinzu.

"Das beunruhigt mich eben," sagte der Arzt, "selbst wenn er die Wahrheit sagen will, kann er sich die ganze Geschichte nach und nach eingebildet haben."

"Wenn er nach Ausdrücken suchen würde," warf Condemine ein, "würde man wieder bemängeln, daß er nicht weiß, was er sagt."

"Mir würde das besser gefallen," erwiderte Mortara.

"Man kann alles auf verschiedene Art auslegen," bemerkte Billon.

"Nichts ist ungewisser, als die Zeugenaussagen," erklärte Durnant. "Man faßt sie zu leicht auf. Es gibt ein lateinisches Sprichwort, an das man immer denken müßte, wenn man urteilt: Testis unus, testis nullus."

Er begegnete Glarys fragendem Blick, der mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war, und wandte sich zu ihm:

"Das bedeutet, daß ein einziger Zeuge nicht zählt."

"D," erwiderte Souzier, "das ist eine Regel, der man beim Strafrecht nicht Rechnung trägt."

"Somit," bemerkte der Oberst, "würden alle Mörder, die bei Ausübung ihrer Tat nicht mindestens von zwei Personen gesehen worden wären, ihrer Strafe entgehen. Das wäre noch schöner!"

"Aber" meinte Mortara, sich eifernd, "denken Sie an die Irrtümer, welche Leute in gutem Glauben begehen. Ist es Ihnen nie passiert, von einem Unbekannten gegrüßt worden zu sein, der Sie für jemand anders hielt? Nun können doch solche Mißverständnisse in gewissen Fällen schwere Folgen nach sich ziehen."

"Und wenn man Ihnen versichert, daß man Sie an einem Orte getroffen hat, an dem Sie gar nicht waren," fügte Durnant hinzu. "Sie können leugnen, soviel Sie wollen, der andere besteht darauf. Und er wird sich nicht überzeugen lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Vatermörder.

Von Hans Kysler.

(Schluß.)

Am anderen Morgen verließ die Mutter mit ihrem Sohn ihren Mann. Sie nahm ihre geringen Habseligkeiten mit, ihr Herz blieb zurück, so daß ihr Gesicht verlosch wie das einer Gestorbenen. Sie mietete sich in einem anderen Stadtviertel eine Schlafstelle. Als ihr Mann sich von ihr verlassen sah, überkam ihn eine fremde unverständliche Seligkeit, wie die späte Erfüllung einer langen vergessenen Sehnsucht. Er warf das Frauenzimmer aus dem Hause und irrte, seine Frau suchend, bis zum Abend in der Stadt umher. Sie wird ihm alles verzeihen, sie wird wiederkommen, er wird sie nie mehr schlagen, er wird nicht mehr trinken, er wird

arbeiten, oh: alles wird wie in den ersten Tagen ihrer Ehe werden. Ja, er rechnete nach, wann er soviel verdient haben wird, um ihr statt des achtzähligen Eheringes, den sie schon lange hatte hingeben müssen, einen neuen, einen vierzähligen, zu kaufen. Und er fand seine Frau; aber der ihm die Türe öffnete, war sein Sohn, und dieser hatte ihn kaum erblickt, so warf er krachend die Tür vor ihm zu. Da hörte er, wie alle seine Wünsche, Hoffnungen, Träume, seine Freude und seine Liebe stürzend zusammenbrachen, und als ihm seine Frau die Tür wieder öffnete, konnte er nicht mehr sprechen, als ein rauches: „Kommt zurück!“ Diese wandte sich zu ihrem Sohn und sagte nur: „Du wirst nun auf Arbeit gehen“, und griff zu ihrem Tuch und ging mit ihrem Manne.

Aber der Mensch kann sich selber nicht abschütteln: die beiden Verführten hatten kaum das Haus betreten, so fiel es den Mann an, die Schuld an ihrem Zerwürfnis ergründen zu wollen, und Schlammmeier um Schlammmeier fielen aus dem Dunkel und dem Elend ihrer Lage auf die junge Blume, die wieder blühen wollte, und begruben sie. Es wurde nur ärger als je. Er mietete die Diene, die seiner Roheit wollüstig anhing für das Geld, das er seiner Frau mit der Faust abpreßte, in der Nachbarschaft ein und lebte von beiden. Seine Frau aber blieb bei ihm, um ihn vor den Wutausbrüchen seines Frauenzimmers zu schützen, die vor ihr in einer fast ehrfürchtigen Scheu zurückwich. Ihr Sohn betrat ihr Haus nicht mehr.

Mutter und Kind trafen sich, wo gerade beide arbeiteten. Sie klagte die Mutter, immer schwieg der Sohn und tat ihr schweigend, was er ihr Liebes tun konnte. Er trug ihr die Wäsche bis ans Haus und half selbst auf dem Hof mitwaschen, wenn er keine Arbeit hatte und der Vater nicht anwesend war. Für seine wenigen ersparten Taler kaufte er ihr einen Ring und bat sie, ihn zu tragen. Er leimte ihr in der Nacht einen Fußhemel und polsterte ihn aus, er zimmerte ihr einen kleinen Schrank, da der Mann das Kleider- und seinen Frauenzimmer geschenkt hatte. Sah er aber zufällig einen blauen Fleck oder andere Wundmale auf ihrem Arm, schob ein fahler Schatten über sein Gesicht, und er ging ohne Gruß schnell fort.

In solchem Augenblick wußte er, was geschehen wird. Er wollte nicht denken, aber das Blut, das seinem Vater einmal aus der Stirn gesprungen war, er fühlte es an seinen Händen nach Blut schreien, und er wußte, daß es seines Vaters Blut war, was nach seinen Händen schrie. Dann mied er seine Mutter lange, bis ihn Angst, Schmerz, Sehnsucht wieder zu ihr hintrieben, und sie gab sich Mühe, ihn beinahe wie einen Unwillkommenen zu empfangen, denn immer hatte sie Schläge zu verstanden. „Mutter“, sagte er einmal zu ihr, „hau er nochmal, sag ihm, ich komme. Und Schlag um Schlag!“ — Die Mutter aber hob nur aus dem Wuschfaß die Hand auf und wies ihn schweigend an, zu gehen. Und er ging.

Er trieb sich ohne Arbeit, ohne Essen, ohne Schlafen herum. Er wollte nichts sehen und sah nur, wie die faule Hand seines Vaters in das Leidensgesicht seiner Mutter traf. Er wollte nichts hören und hörte nur, wie das Blut des Vaters in ihm, nach ihm schrie. Er wollte nichts fühlen, ja, er fühlte nichts. Eine Ruhe, kalt und ohne Sinn kam über ihn, und in dieser Ruhe empfand er das Schreckliche, das er wußte: er wird seinen Vater niederschlagen, — wie das natürliche Gesetz seines Lebens. Ja, klar und ohne Haß und ohne Wut wußte er seine Tat. Aber er löste noch wider den Stachel: er ging auf die Polizei und forderte, daß man seiner Mutter helfen soll, doch die kluge Polizei kannte die Prügeleien in der Familie Hasla, und ein sehr Witziger gab ihm den guten Rat: Immer feste mitprügeln!

Also mußte er seiner Mutter selber helfen. Aber noch redete eine Stimme in ihm: mögen sie sich prügeln, was geht's dich an? Arbeite und vergiß! — Und er nahm Arbeit als Möbelträger an. Er arbeitete im Schweize seines Dergens. Er fand den Schlaf, aber er fand nicht die Ruhe. Plötzlich fuhr er in der Nacht auf und hörte seine Mutter nach ihm schreien. Er hörte auch andere Stimmen, die er nicht verstand, Stimmen eines Lebens in Stille und Schönheit, und wenn er, auf seiner Schlafstelle hodend, tiefer lauschte, stiegen ihm alle Stimmen wie ein einziger Chor aus seinem Blute auf: eine reine und tiefe Musik, die ihn wieder einschläferte. So gingen ihm Wochen hin, die alle nach etwas riefen, was er während der Arbeit vergessen hatte, und jede Nacht schrie es heftiger in seinem Herzen. Eines Morgens träumte ihm, seine Mutter wäre gestorben, und er sah sie an seinem Bett in allen ihren schrecklichen Wundmalen stehen, und sie hielt seinen Ring fest in der Faust und lächelte.

Da riß es ihn auf. Er muß seine Mutter sehen. Sofort. Sein Taschenmesser, das er sich eben mit Schlüssel und Portemonnaie gedankenlos in die Tasche stecken wollte, plötzlich sieht er es an. Er erbläst. Und wirft es weg, als hätte es ihn die Hand verbrannt. Er tritt auf die menschenleere Straße hinaus und friert und fängt an zu laufen. Da ist die enge Gasse, wo sein Vater wohnt. Er läuft. Er hört Geschrei im Hof. Wie ein Stein sieht er still. Im Hause zeternd das Frauenzimmer, mit dem sein Vater schläft. Er hört seinen Vater schreien: „Gibst Du den Ring heraus, Du Hure!“ Ah, er weiß: das gilt heute nicht seiner Mutter, er könnte dem Vater viel verzeihen, daß es heute, gerade heute nicht seiner Mutter gilt. Da hört er Schläge, pfeifende Schläge, als ob einer mit einer Peitsche trifft, und da . . . da . . . Schreie seiner Mutter: „Nie kriegst Du den Ring, schlag mich tot, bring mich unter die Erde . . .“

Er steht im Hof, seinem Vater gegenüber. Dieser sieht ihn nicht vor Wut, er speit sein Weis an und schreit sinnlos: „Da spud ich noch druf!“ Ah, hat er nichts zur Hand? Jrgendwo hört er in der Luft: Unter die Erde! — Erde her! Er packt ins Gras, reißt mit einem großen Nasenstück einen schweren Klumpen Erde aus, springt auf seinen Vater zu: „Spud druf! Spud druf!“ und schlägt ihm die Faust voll Erde ins Maul, daß beide stürzen, läßt nicht los, niemand, niemand kann seinen eisernen Arm bewegen, niemand seine Hand von des Vaters Mund wegreißen, bis dieser unter seinen Fingern erstickt ist.

Dann steht er auf, geht zu seiner ohnmächtigen Mutter, der er sanft seinen Ring vom Finger zieht und stellt sich der Polizei. — Obwohl er um ein Todesurteil gebeten hatte, wurde er, wie eingangs gesagt ist, freigesprochen. Was gilt ihm solche Gerechtigkeit? Seine Mutter sprach ihn nicht frei. So ging er außer Landes und blieb verschollen.

Große Berliner Kunstausstellung.

II.

Die historische Abteilung ist ohne Zweifel dieser Ausstellung besseres Teil. Mit der Jahresernte 1913 hingegen ist, wie das bei solchen Massenansammlungen von Bildern nicht anders erwartet werden kann, auch diesmal wenig anzufangen. Immerhin lassen sich doch genug Arbeiten herausfinden, die ein aufmerksames Anschauen verdienen. Das Niveau steigt; die Augen der Maler werden empfindsamer, die Hände beweglicher. Der Impressionismus hat auf der ganzen Linie gesiegt. Man braucht nur das Porträt der alten Akademie, wie es militärgerecht und handwerksmäßig, ohne Zweifel tüchtig, aber doch zum Sterben langweilig, Anton von Werner machte, mit den Bildnissen der Gegenwart zu vergleichen, um die Abkehr von der trockenen Registratur zur geschmackvoll hergerichteten Sinnlichkeit festzustellen. Von Werner bekommen wir gleich eine ganze Helatombe solcher redlicher aber doch schließlich ungleichlicher Pinselphotographien vorgefetzt: Die Reichstagsöffnung 1888. Diese Köpfe, noch mehr vielleicht die Orden, Uniformen und Stiefel sind ohne Zweifel überaus ähnlich geraten; es fragt sich nur, ob nicht in absehbarer Zeit die Technik der Farbenphotographie ähnliches und besseres wird leisten können. Es findet aber die Kunst ihre Grenze dort, wo die Mechanik beginnt. Da nun diese Mechanik immer leistungsfähiger wird, muß die Kunst immer mehr von dem Ergreifen der kontrollierbaren Wirklichkeit sich abkehren, um das scheinbar Unsichtbare und doch für das Gesicht Entscheidende, um den Rhythmus und den Klang zu erfassen. Es mehren sich die Maler, die so mit den Augen zu sehen vermögen, die darum dem Reich der Kunst zugehören. Um von den Bildnissen und den Gegenpolen Berners zu sprechen, mögen (wobei einigen Unbekannten ohne Zweifel ein Leid geschieht) etliche beachtenswerte Tafeln aufgezählt sein. Schulte im Hofe (Nr. 272) hat den Reichstanzler als eine Art von poliertem Oberlehrer, als eine graue Gleichmütigkeit festgehalten. Friß Reusing (Nr. 288) hat einen adligen Herrn mit ostelbischer Unvorsoreinheit, aber nicht ohne athletische Anmut ausgerüstet. Als ein Hodler-Schüler erweist sich Friß Burger (Nr. 879); es gelingt ihm, nur mit den äußeren und inneren Konturen, mit grünen Linien und roten Flächen, einen Eindruck des Lebens zu geben. Wesentlich reifer ist Heinrich Brüne (Nr. 890), er weiß aus dem menschlichen Modell und dem Hintergrund eine koloristische Einheit zu verweben. Walther Thor (Nr. 1509) ist ein rechtes Beispiel für den Sieg der nervösen Technik des Impressionismus; besonders in der Behandlung des Anzuges zeigt sich der Vorzug der beweglichen, den Spuren und Sprünge des Lichtes nachstrebenden Manier.

In der Landschaftsmalerei hat das neue Sehen noch gründlicher sich durchgesetzt; die Beweglichkeit des Objektes, das Wehen der Blätter und das Wirbeln der Luft, half automatisch zu schnell reagierenden Augen und einer gespannten Kurzschrift des Pinsels. Man beschäue sich daraufhin Bilder wie die von Vaer (Nr. 293), Uth (Nr. 1055), Marie Hager (Nr. 1868), Sellwag (Nr. 654); sie alle haben eine anregende Festigkeit gemeinsam. Es geht auf diesen Bildern etwas Komisches vor sich, es rieselt Sonne, es fallen Schatten, es wirbelt Sturm. Die Wirkung solches Naturgeschehens kommt dadurch zum Ausdruck, daß der Maler mit seiner Farbe einen ähnlichen Prozeß vornahm, wie er ihn in der Natur sich entwirren sah: die Farbtropfen rieseln, sie fallen oder sie wirbeln. Als solch ein Experiment, rieselndes Licht in optische Melodie umzusetzen, ist das Bild, das Schlichting (Nr. 234) von einer Abendbeleuchtung des Potsdamer Platzes zu gestalten versuchte, nicht gleichgültig; man ahnt zum mindesten die Reize, die in diesem freisenden Wirrtum der Lichtflocken unser warten. Um daran zu erinnern, daß auch Stilleben und Interieur an dieser Entwicklung zum Malerischen teilhaben, sei ein in Mahagonitönen angelegtes Tulpenbild von Brandis (Nr. 260) genannt und außerdem die sehr geschickte Arbeit der Julie Wolfthorn (Nr. 861), eine Zusammenstellung chinesischer Porzellane, nicht vergessen.

Auch die Plastik ist ihrem Schicksal nicht entgangen; sie hat die akademische Kälte verloren, ist bewegter und menschlicher geworden, hat aber zugleich gelernt, daß das Problem der Form nicht in dem Anwenden von Schablonen, vielmehr in der Erfahrung des dem Leben eingesentten Bewegungsspiels besteht.

Die besten plastischen Arbeiten dieser Ausstellung wurden von Hugo Lederer gesandt: die bekannte Büste des Kapellmeisters Strauß, ferner der Säemann und ein laufendes Weib, zwei monumentale Figuren, deren Leben durch die Balance der Arme geleistet wird. Nicht uninteressant, aber mehr Formel als Form, sind die Arbeiten von Franz Meßner, ein wenig humnisch aufgeregt. Dem Lachlabinett der Unbegreiflichkeiten gehört das Stachelschwein von Max Esser (868a); es besteht in der Hauptsache aus zahllosen naturgetreuen Stacheln, ganz, wie man es in dem zoologischen Garten bewundern kann. Es bedarf keiner Ueberlegung, um festzustellen, daß solch lockeres Stachelkleid ungefähr das ist, was sich am wenigsten zur plastischen Gestaltung eignet. Ebenso gut ließe sich ein Küchensieb oder eine Baumkrone als volle Rundplastik anrichten.

Man wollte diesmal eine umfassende Ueberschau über die Leistungen der neuen deutschen Architektur geben, zugleich sollte eine Parade der sogenannten kaiserlichen Baukunst abgehalten werden. Da ist nun von vornherein merkwürdig, daß die kaiserliche Kunst und die neue deutsche in einen Gegenjah gebracht werden müssen. Der romantisch gesteigerte Selbstherrscher, der Schlösser bauen möchte, muß rückwärts greifen; kein Baumeister der Gegenwart kann dem mittelalterlichen Empfinden ein Instrument sein. Das wäre eine harmlose Wahrheit, wenn nicht in diesem Falle die mittelalterliche Romantik ihre Ansprüche auch auf Bauten der in der Gegenwart lebenden Allgemeinheit ausdehnte. Es wäre schließlich zu ertragen, daß im wilhelminischen Zeitalter etliche alte Schlösser verfallen, einige neue zu einem Scheindasein ins Leben gerufen wurden. Was aber unerträglich genannt werden muß, ist die leidige Tatsache, daß dieser wilhelminische Historizismus sich auch auf viele der öffentlichen Bauten wie ein Mehltau legte. Es ist unklar, wie weit die gesetzlichen Bestimmungen die Zustimmung des Kaisers zu bestimmten Bauten der Reichs- und Staatsbehörden erforderlich machen; es ist aber gewiß, daß viele dieser Gebäude durch die Einwirkung des Kaisers das Rumienhafte bekamen. Die gotischen Postgebäude und die barocken Wissensinstitute sind Beispiele genug. Es ist eben der romantisch gesteigerte Fürst nicht mehr produktiv genug, um Architektur als Auftraggeber und Maßstab zu organisieren. Daß dieses Mißverhältnis unter Wilhelm II. besonders peinlich sich bemerkbar macht, dafür zeugt das Unwesen des Burgenbauers Bodo Ehardt. Das rastlose Mühen dieses überlegten Fanatikers wirkt fast tragikomisch. Die Ritter sind tot, so vermag niemand, weder der Fürst noch sein getreuer Diener, wieder Burgen zu bauen. Mit der Kirche geht es ähnlich. In der allgemeinen deutschen Architekturabteilung zeigt uns die Gruppe der Kirchen jene Kopistenkünste, die wir hinreichend kennen. Die wenigen Proben überzeugender Baukunst, wie sie Püßer, Schumacher (Dresdener Krematorium), Müller (Berliner Krematorium), Behrens (Hagener Krematorium) und schließlich Theodor Fischer (Ulmer und Münchener Kirchen) zu zeigen haben, lassen einen stets fragen: ob es auch schon so dogmenfreie Priester gibt, die in solchen verwerflichsten Kirchen zu wirken vermögen. Die Architektur der Kirche ist gegenwärtig nicht gesund. Gesund aber bis zur Robustheit, selbstverständlich und sieghaft ist die Architektur der Fabrik. Auch davon treffen wir gute und typische Proben. Der Breslauer Pölzig und Peter Behrens sind die Meister des modernen Hauses moderner Arbeitsmethode. Sie wissen das Ungeheure konzentrierter Kraft, wie sie sich in unwiderstehlichen Maschinen und in dem Zusammenströmen der Arbeitermassen entladet, durch Mauerwerk zu verewigen. Aus den Fabriken dieser beiden Architekten spürt man den heißen Atem wie Tempel einer neuen, heidnischen Religion der Arbeit, Menschenschlinde und doch zugleich Türme, an denen jeder Ansturm neu sich redender Romantik zerschellen muß. Fabriken können gebaut werden, weil die, denen sie die Stätte schaffen, die Träger der Gegenwart sind.

Nach solcher Methode, auffuchend, was lebendiges Spiegelbild lebender Zeit ist, können wir in dieser Architekturabteilung in Stein geschrieben die Kulturgeschichte unserer Tage lesen. Wir werden uns hier mit einem Inhaltsverzeichnis begnügen müssen; bevor aber auch dieses gegeben wird, noch ein Wort. Ein Wort, das nicht scharf genug sein kann. Mit dieser Architekturabteilung sollte das Interesse des Publikums der Baukunst neu eingeführt werden. Eine lobenswerte Arbeit, die durch das Ungeschick der Leiter dieser Abteilung täglich mißriet. Wie kann man als ein überlegender Mensch solche Häufung von schwarz-weißen Photographien auf die harmlosen Ausstellungswanderer loslassen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß das Publikum fluchtartig aus diesen Sälen verschwindet und doch niemand, den nicht die Pflicht dazu treibt, sich die Mühe geben wird, aus dieser Monotonie das Entscheidende herauszufinden. Und dann: welche mangelhafte Ordnung. Der Katalog verheißt, daß Schulen, Ateliers, Rathäuser beieinanderhängen sollen; es lassen sich zu solcher Gruppierung auch etliche Versuche feststellen, aber immer wieder wird die Ordnung durchbrochen.

Es gibt eine Abteilung „Herrensäle“. Hier sehen wir die modernen Burgen, die Schlösser des Reichthums. Sie stehen rings im Lande, am dichtesten in der Nähe der großen Städte und in den Industriebezirken. Diese Herrensäle sind der stein-

gewordene Mehrwert, sie sind Symbol des gehäuften Unternehmerrückgewinns. So werden sie einst von der Geschichtsbetrachtung unserer Nachkommen gewertet werden. Selbstbewußtsein und Machtgefühl ist in diesen Herrensitzen. Nur wenige von ihnen blicken rückwärts und maßieren sich mit erledigten Stilen; die meisten wollen mit Bewußtsein modern sein. Sie wollen die Herrschaft zur Repräsentation gesteigert; sie wollen das Heim, unabbar, weis mächtig. Unsere besten Architekten stehen im Dienst dieser Herrensitze: March, Währing, Messel, Behrens, William Müller, Muthesius. Es gibt kaum einen besseren Beweis für die Herrschaft des Kapitals als diese Dienstbarmachung der architektonischen Produktivität durch den Reichtum.

Daneben freilich steht ebenso kräftig und kraftvoller die Architektur der Romane: das Rathaus, die Schule, die ganze Reihe der übrigen kommunalen Neubauten. Und auch hier läßt sich feststellen, daß die Tage der historischen Verbrämung vorüber sind. Wohl haben Stuttgart, München und Hannover noch historische Rathäuser bekommen; die Zahl derer, die das Zweckmäßige zum Ausdruck der sich selbstverwaltenden Kraft zu erhöhen versuchen, ist aber im Wachsen begriffen. Man beachte das Rathaus, das Messel für Ballenstedt baute, das Löwenberger Rathaus von Bözig; man beachte die Bauten des verstorbenen Neuköllner Kiehl und schließlich die abseits dieser Architekturabteilung in den Sälen 43 und 46 untergebrachten Bauten des Berliner Stadtbaurats Hoffmann. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Schulbauten. Theodor Fischer, der Münchener, hat neben Hoffmann wohl am besten den Ausdruck der sozialen Verpflichtung, den das Schulhaus ausstrahlen soll, zu treffen gewußt. Es ließe sich in gleichem Sinne auf die Krankenhäuser, die Badeanstalten, die Rathallen hinweisen. Stets läme es darauf an, zu zeigen, wie die architektonische Form den eigentlichen Inhalt unseres kommunalen Lebens darzustellen versucht. Ein minder erfreuliches Kapitel ist das des Wohnhauses; es wurde auf dieser Ausstellung einigermaßen vernachlässigt; das kommt wohl daher, daß zum größten Teil heute nicht Architekten sondern Schieber die Mietkasernen bauen. Die wenigen Proben von Sehner, March und einigen anderen erinnern immerhin daran, daß auch die Reform der Mietkasernen, die Randumbauung ganzer Blocks, die Gefimsgleichheit ganzer Straßen heranzieht. Leider fehlen innerhalb dieser architektonischen Rundschau völlig das proletarische Einfamilienhaus, dazu die Arbeitersiedlung. Dieser Mangel ist schwer zu erklären; wird doch die Baugeschichte der nächsten Jahrzehnte sehr erheblich durch den Bauwillen des sich als Wohnungskonsumment organisierenden Proletariats bestimmt werden. Es kann für einen Architekten kaum eine reizvollere Aufgabe geben, als diesem organisierten Willen der Wohnungskonsummenten die Hausform, sei es Kleinhaus, sei es Großhaus, zu finden.

Robert Breuer.

Kleines feuilleton.

Eine neue Heidebahn. Am 14. Juni wurde eine neue Eisenbahn durch die Lüneburger Heide dem Verkehr übergeben. Die Bahn ist in Wirklichkeit eine Heideeisenbahn, durchquert sie doch ausschließlich ein Gebiet der Lüneburger Heide, und zwar eines der schönsten und unberührtesten. Die Bahn — eine Kleinbahn allerdings — beginnt in Lüneburg und endigt in Soltau, dieser echten Heidestadt im Herzen der Lüneburger Heide. Bekanntlich liegt Lüneburg selbst am Rande des großen Heidegebietes, das sich von hier aus hauptsächlich nach Westen und Südwesten weit erstreckt. Diese Lage „abseits vom Wege“ machte die Stadt Lüneburg für gewisse Heidewanderungen, und zwar gerade die schönsten, recht ungeeignet; es waren immerhin ziemliche Entfernungen zurückzulegen, bis man ins Herz der Heide gelangte. Die neue Bahn verbessert nunmehr die Zugänge zur Zentralheide außerordentlich. Daß die Bahn nach Soltau führt, ist eigentlich ganz selbstverständlich, liegt doch gerade Soltau überaus günstig, und diese Stadt ist der gegebene Ausgangspunkt für Heidetouren. Immerhin hat es recht lange gedauert, bis man diese selbstverständliche Verbindung erhielt.

Von jetzt ab kann man nun mit der Bahn Lüneburg-Soltau nicht nur bequemer und schneller in die Zentralheide eindringen, sondern die Bahn selbst erschließt prächtige Heidepartien, die bisher noch vielfach unbekannt sind. Von den mancherlei Ortshäusern, die die neue Bahn berührt, seien nur zwei der schönstegelegenen herausgegriffen: Amelinghausen und Wispingen. Ersteres ist ein uraltes Heidedorf, im 10. Jahrhundert durch Bischof Amelung von Verden gegründet. Zwei liebliche Flußtäl, das Buchthal und das Bogantal, sowie die beiden gewaltigen Forsten Raubstammer und Süßing liegen in der Nähe, und weite, noch unberührte Heidestrecken findet man hier zwischen Wald, Bach und grünen Feldern. Wispingen ist bekannt als Malerkolonie; hier haben schon seit Jahren Maler die Ruhe und Abgeschiedenheit des Drees auf, um ihren Heidestudien obzuliegen. Auch Wispingen ist ein geschichtlicher Ort von mancherlei Reizen. Interessant ist unter anderem die alte romanische Kirche und die gewaltige Linde auf dem Kirchhofe. Von Wispingen sowohl wie vom benachbarten Hitzel aus hat man einen vorzüglichen Zugang zum Wilseder Naturschutzparkgebiet, das bisher recht unzugänglich war.

Die neue Bahn erfüllt somit mancherlei Zwecke. Sie erschließt das Land nicht nur touristisch, sondern auch kulturell. Dem Pfluge werden weite Heideflächen zum Opfer fallen, und an Stelle der verschwiegeneen braunen Heide werden sich die neuen Kulturen breit machen: Buchweizen, Kartoffel, und Roggenfelder. Da war es doch die höchste Zeit, daß man in dem Wilseder Naturschutzpark, in dem Gebiet der Sieben Steinhäuser und an anderen Stellen unberührtes Land erhalten und vor der Modernisierung errettet hat.

Haushirtschaft.

Künstliche Eisbereitung. Einige Rezepte für Kältemischungen werden unseren Lesern für die Sommermonate willkommen sein. Wir entnehmen sie dem neuesten Heft der naturwissenschaftlichen Zeitschrift „Ruhbestunden“ (Frankh, Stuttgart). Wie beim Schmelzen, so verbrauchen feste Körper auch bei ihrer Auflösung in Wasser oder in einem anderen Lösungsmittel eine gewisse Wärme, sogenannte Lösungswärme, die sie ihrer Umgebung entziehen, wodurch sie sich dann wieder sehr stark unter dem Gefrierpunkt abkühlen. Wird statt Wasser Eis oder Schnee als Lösungsmittel verwendet, so ist die Temperaturenniedrigung noch bedeutender, da Eis und Schnee auch noch Schmelzwärme verbrauchen. Auf diese Weise entstehende Kältemischungen dienen unter anderem auch in Konditoreien zur Herstellung von Speiseeis. So ergibt beispielsweise eine Mischung von 1 Teil (z. B. 1 Pfund) Kochsalz und 1 Teil Eis eine Temperaturenniedrigung bis -18°C . Stellt man in eine solche Eis-Kochsalz-Mischung ein Gefäß (nicht aus Glas!) mit Fruchttaft oder dergleichen, so wird man nach kurzer Zeit „Gefrorenes“ erhalten. Hat man gerade kein Eis zur Hand, tun folgende Mischungen ebenfalls gute Dienste:

Mischung in Teilen:	Erzielte Temperatur:
5 Salmiak, 5 Salpeter, 10 Wasser	-10°C .
3 Glaubersalz, 2 verdünnte Salpetersäure	-12°C .
1 verdünnte Salzsäure, 1,5 Glaubersalz	-16°C .
1 Wasser, 1 salpetersaures Ammonial	-15°C .
1 salpetersaures Ammonial, 1 kohlen-saures Natron, 1 Wasser	-11°C .

Meteorologisches.

Die Blizsterblichkeit. Es ist sonderbar, daß über die durch Bliz verschuldeten Unglücksfälle keine zuverlässige Statistik zu gewinnen ist. Im allgemeinen wird angenommen, daß die Häufigkeit tödlicher Blizschläge sehr groß ist, und die Angaben namentlich aus den Vereinigten Staaten bestärken immer aufs neue diese Meinung. Dort wird die Zahl der in jedem Jahre durch den Bliz ums Leben gekommenen Personen auf 7—800 geschätzt. Falls diese Ziffer auch nur annähernd richtig ist, so müßten die Gewitter in den Vereinigten Staaten weitaus gefährlicher sein, als in irgendeinem anderen Lande der Erde. Dr. Marriot hat von der Londoner Meteorologischen Gesellschaft eine Zusammenstellung über die tödlichen Unglücksfälle durch Blizschlag für verschiedene Staaten Europas veröffentlicht, die zu ganz anderen Schlüssen führt. Danach wurden im ganzen letzten Jahrzehnt z. B. in England nur 124 Menschen vom Bliz erschlagen, und zwar 108 Männer und 16 Frauen. Auf das Jahr berechnet ergibt das nur einen derartigen Unglücksfall auf drei Millionen Einwohner. Die Gefahr scheint sich im Laufe der letzten fünfzig Jahre noch erheblich vermindert zu haben, da früher fast ein Bliztod auf eine Million Einwohner jährlich entfiel. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Jahren sind allerdings recht groß, wie sich ohne weiteres vermuten läßt, da die Gewitterhäufigkeit großen Schwankungen unterworfen ist. So wurden in England im Jahre 1872 nicht weniger als 46 Menschen vom Bliz erschlagen, im Jahre 1863 nur drei. Ebenso begreiflich ist die Feststellung, daß die einzelnen Gegenden eines Landes in sehr verschiedener Weise leiden. Die Großstädte scheinen sich einer besonderen Sicherheit zu erfreuen, wenigstens sind in London solche Unfälle seltener als in irgendeinem anderen Teile Europas. Auf dem Festlande scheinen sie dagegen überhaupt viel häufiger zu sein als auf dem Inselreiche. Besonders hoch ist die jährliche Blizsterblichkeit in Ungarn, wo sie zu sechzehn auf je eine Million Einwohner angegeben wird. In Preußen besteht sie aus viereinhalb, in Frankreich und Schweden auf je drei, in Belgien auf zwei für jede Million.

Bei all diesen Zahlen ist zu berücksichtigen, daß sehr viele Leute vom Bliz getroffen, aber nicht getötet werden. In einem Fall, wo der Bliz eine Kirche traf, in der 300 Menschen versammelt waren, wurden nur sechs getötet, hundert verletzt unter Eintritt von Bewußtlosigkeit, weitere dreißig nur geringfügig beschädigt. Während eines Gewitters in Schleswig-Holstein wurden einmal 92 Leute gleichzeitig vom Bliz getroffen und von ihnen 10 getötet, 20 gelähmt, 55 betäubt und 7 nur schwach verletzt. Soweit genaue Aufzeichnungen vorhanden sind, ist das stärkste, was ein einziger Bliz an Vernichtung von Menschenleben geleistet hat, die Tötung von achtzehn Personen. Das scheint aber eine große Seltenheit zu sein und es ist daneben nur noch ein Ereignis bekannt, das elf Personen ums Leben brachte. Viel umfangreicher können die Verheerungen sein, die der Bliz in einer Viehherde anrichtet. Besonders sind die Schafe gefährdet, die sich bekanntlich vor jeder Gefahr zu einem blickten Klumpen zusammendrängen. Ein Bliz, der einmal in eine Schafherde von 1800 Stück einschlug, warf davon 1200 zu Boden und von diesen waren 556 tot.